

# Herrenloses Gut.

Roman von Marie Bernbard.

(26. Fortsetzung.)

„Mein Gott — sind Frau Gräfin nicht wol?“ fragte sie bestürzt.

„Ach — es ist nichts Schlimmes! Nur das Gemitter, das sicher heraufzieht und das mir die Nerven verstört. Ich spüre es immer schon lange zuvor im ganzen Körper — Sie fanden ja gleich, als ich zu Ihnen ins Zimmer trat, daß ich angegriffen aussehe! Wenn Sie mir nur ein Glas frisches Wasser verschaffen könnten, so fällt es irgend sein kann.“

„Mit tausend Freuden! Aber darf ich nicht lieber Wein... ich habe guten alten Portwein im Hause, nichts gefälliger.“

„Um Gottes willen! Wein wäre Gift für mich in meiner Verfassung und bei dieser Hitze! Nein, nein, Sie dürfen sich nicht um mich ängstigen — ich kenne das an mir, es geht vorüber! Nur ein Glas Wasser, bitte!“

„Darf ich nicht wenigstens ein wenig Himbeersaft dazusetzen? Ich habe so schönen draußen in meinem kleinen Eisfäßchen, im Nu ist er da! Das gibt mit Wasser zusammen doch einen angenehmen, erfrischenden Geschmack.“

„Das nehme ich mit Dank an! Sie sind sehr gut zu mir — wirklich, Sie dürfen sich nicht ängstigen!“

Frau Alwine Erdmann ging rasch in ihre kleine, am hinteren Ende des Hausflurs gelegene Küche, sie drehte der Hand der Wasserleitung auf und ließ tüchtig Wasser ablaufen, damit es gehörig kalt werde. Aus dem Küchenschrank holte sie einen schönen, altmodischen Glasbecher mit Täubchen und Blumenranken, er wurde auf einen kleinen Teller gestellt, der Himbeersaft und ein silberner Theelöffel beigebracht — halt, vielleicht wünschte die Gräfin noch etwas feinen Zucker dazu! Hier war doch noch welcher in der kleinen Porzellanbox gewesen — oder hatte sie ihn dort in dem Glasbehälter? Mein Gott, das hielt sie nun alles so auf, und der arme Gräfin war so schlecht, sie wartete gewiß schon sehnsüchtig auf das kühlende Getränk!

„Nun endlich! Hier war der feine Zucker — da das kalte Wasser — sie hatte alles beisammen!“

Als sie wieder ins Zimmer trat, das Tablett mit der Limonade vorzüglich in den Händen, sah die Gräfin in derselben Stellung, in der sie verlassen, am Tisch, den Kopf in die Linke gelehrt, die rechte Hand mit dem Sp. tentüchlein gegen Stirn und Augen drückend.

Seitwärts auf dem Tisch lag das flache Napierpaket, mit dem roten Band umwunden.

Aber vor der Gräfin am Fußboden sah Schusterle, der kluge Bubel, mit unruhig funkelnden Augen, webedem Schweif und hoch erhobenen Kopf. Er wittert in die Luft, er war offenbar aufgeregt und stieß kurze, winfelnde Laute aus.

Und die Gräfin trat ihre Himbeerslimonade, bedankte sich immer wieder und fuhr davon, noch ehe das am Himmel drohende Gewitter zum Ausbruch kam. — Frau Alwine hatte fortwährend ihr kleines Paket verwohrt, alle gebrauchten Teller und Gläser fortgeräumt und wiederholt Schusterle beschwichtigt, der fortwährend zu winseln und in die Luft zu wittern, als spüre er da Unheil.

„Was hast du denn, Schusterle? Was ist dir nur?“

Aber Schusterle konnte, so klug er war, keine Auskunft darüber geben, was ihm war — und auch nicht über das, was er gesehen hatte.

21. Frau Dora Piotrowsky war gestorben, nach langem, schwerem Leiden, nach hartem Kampf. Ihr war die Ruhe zu gönnen — sie hatte jahrelang die schwere Krankheit mit sich herumgeschleppt, und sie hatte es gewußt, daß dieselbe hoffnungslos war. Lediglich ihrem Mann und Hanna zuliebe, die sie im Verein beschwerten hatten, einen berühmten Spezialisten für Herzkreisläufe zu befragen, hatte Frau Dora sich dazu verstanden; der große Mann gab ihr dieselben Verhaltensmaßregeln, die ihr langjähriger Hausarzt ihr anempfohlen: äußerliche Ruhe — gleichmäßiges Leben — leichte Diät — nicht die kleinste Gemüthsbewegung! Um die Patientin ein wenig zu beruhigen, hatte die Koryphäe der Wissenschaft noch eine neue Medizin ausgeschrieben und gemeint, die werde sicher gute Dienste thun. Aber die kranke Frau war nicht mehr zu täuschen, sie bedurfte auch keiner Beruhigung, denn der Tod hatte seine Schreden für sie. Wohl wurde ihr das Scheiden von ihrem Gatten, von Hanna schwerer — aber in aller Stille hatte sie sich lange schon darauf vorbereitet, und ihr Leiden war so groß, daß sie oft das Ende herbeigesehnt hatte. Was es denn sein!

Ihr Haus war schon seit Jahren bestellt. Sie hatte mit dem Gatten oft von ihrem Tode gesprochen — sein Schmerz bei solchen Gesprächen hatte ihr wohl und noch zugleich gethan. Der Schmerz war echt gewesen — die Tröstungen und Versicherungen baldiger Genesung waren es nicht, das wollte sie! Er würde sie nie vergessen, ihr guter, liebevoller Arnold, und bei demen. Er würde auch nun,

da Hanna verheiratet war, sehr einsam sein... sehr einsam —

An ihre alte Mutter, Frau Ursula Gräbiger, die in Breslau lebte und zu hinfällig war, um die weite Reise zu ihrer einzigen Tochter wagen zu können, schrieb Frau Dora einige Wochen vor ihrem Tode einen langen, ausführlichen Brief — schrieb ihn in verchiedenen Absätzen und schrieb ihn heimlich, denn der Brief griff sie an und regte sie auf, und doch fühlte sie sich gedrungen, ihn zu verfassen. Sie nahm Abschied von der alten Mutter, sie dankte ihr für alle Liebe und Treue, die sie ihr erwiesen, und legte ihr den Gatten und das Pflgekind, das sie wie ihre eigene Tochter liebte, warm ans Herz. Hanna sei freilich verheiratet, glänzend verheiratet sogar, und liebe ihren Mann abgöttisch — allein man könne doch nicht wissen...

„An ihren Gatten und Hanna schrieb Frau Dora nur wenige liebevolle Zeilen. Die beiden waren immer um sie gewesen, die wußten Bescheid in ihr, da bedurfte es nicht vieler Worte. Auch an Willfried Cotta und Alwine Erdmann hatte sie noch schreiben müssen — ja mühen! Es hatte ihr keine Ruhe gelassen. Immer schon, seit Jahren, hatte sie der Gedante verfolgt, was werden sollte, wenn Hanna durch irgend einen unglücklichen Zufall das tragische Schicksal ihrer Familie erfahren würde. Seit Alwine Erdmanns Besuch und gar, seitdem sie wußte, daß diese mit Hannas Gatten von früherer Zeit her in freundschaftlichen Beziehungen stand, war diese Furcht in ihr fast zur fixen Idee geworden. Frau Dora sagte sich dies selbst, war aber zu schwach, zu krank, um ernstlich dagegen anzukämpfen. Sowie Hanna zu ihr zum Besuch kam, sowie sie nur ins Zimmer trat, sah die arme Frau ihr angstvoll, mit geheimem Zittern, ins Gesicht: weiß sie auch noch nichts? Wagt sie auch noch nichts? Sobald Hanna geschwätzte, Alwine Erdmanns Namen erwähnte, judte Frau Piotrowsky zusammen, und ihr Herzschlag setzte aus, in dem Gedanken: jetzt hat die alte Frau mit ihr gesprochen, jetzt hat sie ihr alles gesagt. Mit einer bebenden Hand, die kaum die Feder noch zu regieren vermochte, hatte sie an den Schwiegersohn, an Alwine Erdmann wenige Zeilen geschrieben und die beiden beschworen, Hanna um Gottes willen in Unwissenheit ihrer Herkunft zu lassen, sie kenne das unter äußerlichem Gleichmaß schlummernde Heiße und bis zur Exaltation leidenschaftliche Temperament ihres Pflegekindes zu Gemüthe, und sie könne für die Folgen, die eine solche Entdeckung für Hanna haben dürfte, in keiner Weise einstehen.“

Nun war sie absterben worden, ohne das gefürchtete Ereignis erlebt zu haben drohnen absterben, vor Angst und Zittern ein Ende hat, wo alle irdische Noth und Sorge von uns abfällt wie leeres Sand. Sie ruhte auf ihrem letzten Lager, weihgeleitet wie eine Lilia, die Hände friedlich ineinandergefaltet, unter Blumen gebettet, die lieben blauen Augen müde geschlossen.

„Mein Dörchen, mein gutes, geliebtes Dörchen!“

Arnold Piotrowsky hatte sein ergrautes Haupt auf die eiskalten Hände der Toten herabgebeugt, er weinte wie ein Kind. Es erging ihm, wie es Tausenden vor ihm ergangen ist, Tausenden nach ihm ergangen wird: er hatte geglaubt, durch die lange und schwere Krankheit auf diesen Tod vorbereitet zu sein, er hatte ihn sogar zuweilen für seine arme Dulderin herbeigewünscht... jetzt, da er gekommen war, fand er den Mann hilflos, fassunglos, gebrochen.

Still und ernst ging Hanna in ihren schwarzen, langschleppenden Trauergewändern hin und her im Hause, alles ordnend, alles bedenkend, alle Pflicht und jede Last auf sich nehmend, als etwas Selbstverständliches. Sie war für eine kurze Zeit ganz in das Trauerhaus übergeben, sie hatte eingesehen, das mußte sein! Hier war ihr jetzt notwendig, sie konnte ihren Dank für alle Liebe und Güte, die die Todte erwiesen, nicht besser abtragen, als indem sie dem Pflegevater in diesen schweren Tagen zur Seite stand. Sie war keine einzige Stütze, er war völlig haltlos ohne sie. Hanna, wie machen wir das? „Bestimme du das, mein Kind, wie du es für gut hält!“ „Hast du auch dies angeordnet — und dies?“ So hieß es zehnmal, zwanzigmal während eines Tages — er ging der jungen Frau nach von Zimmer zu Zimmer, er bat sie, wie ein Kind bittet: „Bleib bei mir, geh nicht fort!“ Und wie bei einem Kinde zitterte ihm die Stimme, zudte es ihm von mühsam zurückgehaltenem Weinen beständig um Augen und Lippen.

Auch Willfried Cotta sah es ein, daß seine junge Frau sich der Liebesspflicht gegen das Piotrowsky'sche Haus nicht entziehen könne — Hanna hätte es nicht nötig gehabt, erst an sein gutes Herz zu appellieren. Er hatte die Verhörbene aufdringlich gern gehabt und hochgeschätzt; besonders hoch hatte er es ihr angedrungen, daß sie Hanna

gerade so ergozen hatte, wie es ihn richtig dünkte; sie hatte kein unwilliges Gänsehen aus ihr gemacht, mit dem man kein vernünftiges Wort reden, dem man keine Kenntnisse und keine Interessen zutrauen durfte. Ebenförmig war Hanna eine selbstbewußte emanzipierte Frauenrechtlerin geworden, die die Männer in die Schranken fordert und jedes weibliche Empfinden abgestreift hat — eine Spielart, die Cotta noch antipathischer war, als die des stereotypen Gänsehens. War auch Hannas ausgesprochene Eigenart schwer ins Gewicht gefallen, um sie zu dem zu machen, was sie war, so hätte immerhin Frau Dora durch Verbieten und Widerstreben viel verderben können, und daß sie dies nicht gethan, war ein nicht zu unterschätzendes Verdienst.

Indessen, man kann eine Sache sehr wohl mit dem Verstande einsehen, sie auch gut heißen und doch im tiefsten Innern damit nicht einverstanden sein. So erging es Willfried Cotta bei dieser Gelegenheit. Hanna sollte bei Piotrowsky bleiben, gewiß, ihm helfen, ihm füllen, alle Pflichten einer liebevollen Tochter erfüllen. Aber zugleich widerstrebte es ihm, daß dieser Todesfall ihm gerade in die Flitterwochen fiel, daß er Hanna nöthigte, von ihm fortzugehen, sich mit so traurigen Dingen, wie Leichenfeierlichkeiten und Begräbnis es waren, abzugeben, ihre jungen, blühenden Glieder in tiefschwarze Kleider zu hüllen, statt der schönen, malerischen Gewänder, die er mit so großer Sorgfalt für sie ausgesucht hatte, in denen er sie so gern sah. Zudem... Willfried Cotta ging vollständig auf in seiner Kunst, sie war ihm Lebensluft und Sonnenschein, sie war ihm einfach alles! Nie war ihm wohlher, als wenn er fühlte, daß er in schaffensfreudiger Stimmung war, daß seine Arbeit ihm gelang! Die Schöpferkraft, die ihn in solcher Zeit durchdrang, machte ihn zum glücklichen Menschen, sie machte ihn warm, weich, mittheilbar; dann ging von seinem Wesen jener Zauber aus, der ihm mühselos die Herzen gewann, der es vollbrachte, daß man ihm Dinge verzieh, die man andern schwer verzeihen hätte. Und gerade jetzt war sie da, diese Zeit des mühseligen, freudigen Schaffens, der gehobenen Stimmung — seine Winche „nurde“, das sah, das fühlte er, das ließ sein Herz freudiger klopfen, ließ ihn unermüdet sein. Es konnte ihm nicht mehr beagene, daß ihm, dem berühmten, geliebten Meister, eine Arbeit mißlang — daß aber die eine ihm lieber war, besser glückte als die andere — dies Los theilte er mit jedem anderen schaffenden Künstler.

Es lag etwas süß Geheimnisvolles über dieser Winche, ein zarter, poetischer Hauch. Cotta empfand, während er sie schuf, einen eigenthümlichen Reiz — kaum jemals zuvor hatte ihn in seiner langen, ruhmvollen Künstlerlaufbahn der Prozeß des Werdens derartig interessiert. Er dachte fort und fort an sein neues Werk, er zitterte vor Ungebuld, daran zu arbeiten... und jetzt, gerade jetzt ging Hanna auf mehrere Tage von ihm fort. War er auch nicht der Künstler, der ängstlich an seinem Modell klebe, dem dasselbe zu einem Schaffen unerlässlich war — diesmal schien es ihm, er könne es kaum entbehren. Umsonst sagte er sich, es sei jetzt gerade Zeit und Gelegenheit da, die Nebenbinge an der Figur, die doch schließlich auch gethan werden mußten, Gewandung, Haltungen und dergleichen, in Angriff zu nehmen — es wollte damit nichts werden. Unausführlich sprach er es sich vor, daß es ein Jammer sei, in solcher Schaffensstimmung nicht das Werklein zu können, was dem Werk die Weiche gab. Halbe Stunden lang konnte er im Atelier stehen, die Hände auf dem Rücken verkränkt, halb zornig, halb bewundernd die Halbfigur anstarrend, die ihm innerlich soviel zu schaffen machte.

Aber das war es nicht allein. Ihm fehlte nicht nur das Modell zu seiner Winche — ihm fehlte auch merkwürdigerweise seine junge Frau. Sie fehlte ihm viel mehr, als er dies selbst für möglich gehalten hatte. Schon, daß sie viele lödende Elemente, die das Leben, die Aufhehnelt mit sich brachte, stillschweigend von ihm abwehrte, Besuche entgegennahm, die sich durch den Diener nicht abfertigen ließen, unerlässliche Briefe an die Kunsthandwerker und Zeitungsreporter schrieb, aufdringliche Bewunderer und Verehrerinnen von ihm fernzuhalten wußte — dies alles schon, was ihm bezahlte Leute nie geleistet hatten und auch nicht leisten konnten, hatte er als eine Wohlthat empfunden. Es freute ihn auch, sie um sich zu haben, sie stehen und gehen zu sehen, sie reden zu hören. Sein außerordentlich sein ausgebildetes ästhetisches Gefühl wurde niemals durch Hannas Art verletzt — im Gegentheil, es wurde sehr häufig durch sie gehoben und gesteigert. Thatächlich laufte ja die junge Frau auf seinen leisesten Wink; sein Wohlbehagen, seine künstlerische Stimmung war ihr einziges Sinnen und Trachten, dies aber kam für Cotta kaum zur Perception, er fühlte sich frei und unbesorgt, Hannas Fürsorge fiel ihm niemals unbenommen auf die Nerven, weil sie nie im geringsten aufdringlich war. Sie erwartete und verlangte nichts für sich selbst, alles nur für ihn. Er hatte geglaubt, ein besseres Leben wie als Junggefell könne es für ihn nicht geben — jetzt sah er, daß sein Leben an der Seite einer Frau — eben dieser seiner Frau! — noch ungleich angenehmer war. Die Ehe war für ihn nicht, wie er immer in der Stille gefürchtet hatte, zur Jes-

sel geworden, sie gab ihm, sowie Hanna war, Freiheit vollauf, und er war gerecht genug, sich zu sagen, daß es nicht viele Frauen geben dürfte, die ihn diese Freiheit so unumschränkt genießen lassen würden.

So kam es, daß er sie vermehrte, täglich, stündlich — mehr unmutig und ungebüldig allerdings, als gerade jählich oder schmerzhaft — aber doch vermehrte! Alles, was durch ihre Vermittlung gegangen war, was ihre sorgsame Hand von ihm ferngehalten hatte, kam jetzt wieder direkt an ihn. Die Dienstboten, noch neu in ihren Pflichten, und gewöhnt, bei der geringsten Kleinigkeit sich an die gnädige Frau zu wenden, fragten zehnmal am Tage zur Unzeit, wie Herr Professor dies oder jenes wünsche, ob er ausgehen und wann er hieherkommen werde — ob er diesen Herrn empfangen und jene Dame sprechen wolle — ob man das Mittagessen um zwei oder um drei Uhr auftragen solle — ob ein Souper gewünscht werde und ob kalt oder warm — welche Weinsorte, oder vielleicht lieber echtes Bier...

„Es ist einfach um verrückt zu werden — verrückt zu werden!“ Willfried Cotta unterbrach seine sümmische Promenade durch das Wohnzimmer seiner Schwägerin, blieb vor ihr stehen und fuhr sich ergrimmt mit der Rechten in sein volles, buschiges Haar. „Gar nicht, als ob man's mit vernunftbegabten Wesen zu thun hat! Drei Trottel, drei Idioten — Köchin und Diener und Zimmermädchen, alle zusammen! Reinen eigenen Gedanken, kein Atom von Ueberlegung — und wenn es mal danach ausseht, kommt er's recht der helle Blödsinn jutage! Soll man es glauben? Jetzt eben erst haben diese Bestien mich derartig rabiat gemacht, daß ich ihnen die Thür vor der Nase zugethust habe und hienbergerannt bin, bloß um meine Ruhe zu haben!“

Frau Riith sah mit einem unterdrückten Lächeln von ihrer Handarbeit auf.

„Was haben sie denn aufgefressen?“

„Ach — schämen sich ohne weiteres ein verdröhntes Frauenzimmer ins Atelier, so eine, weißt du, die es mit der Kunsttraserie hat! Versteht natürlich kein Jota, nicht den blauen Dunst! Hat aber Geld, ist frisch von Amerika hierher importirt und denkt nun, sie wußt doch den Münchener Kunstschmelz mitmachen und den Leuten zeigen, daß sie 'n paar Millionen hat! Wenn es nicht immer so 'ne Unzahl Gielgäbe, die vor dem Mammon bäuchlings auf der Erde liegen, dann säm's nicht vor, daß solch's goldene Gänsebent, die Kunst ließe sich einhandeln, wie 'n Sack mit Halmstücken, und die Künstler wären bloß dazu auf der Welt, um ihr ödes Gewäsch anzuhören und womöglichst ernst zu nehmen. Na, an mir hat dies überseelische Exemplar seine Freude gehabt — binnen fünf Minuten hat sie sich meine Atelierthür von draußen anschauen können!“

„Kann ich mir lebhaft vorstellen.“ Frau Riith sah den erzürnten Schwager an und lachte.

„Du hast gut lachen! Wenn Hanna dagewesen wäre, hät' ich etwas nicht vorkommen können, einfach nicht vorkommen! Die nahm mir das alles ab und erzählte mir später bei Tisch die Geschichte so humoristisch, daß wir noch beide unseren Späß daran hatten. Jetzt aber — Stimmung zum Teufel, Arbeitslust zum Teufel, Humor zum Teufel — und das soll noch überhaupt ein Leben genannt werden!“

„Ja, lieber Will, du thust mir aufrichtig leid — aber freuen thut's mich doch, was du an Hanna eigentlich hast.“

„Endlich merkst? Erlaube mal, Riith.“

„Ja, endlich!“ Sie hob die Stimme und sprach unbeherrst weiter. „Du hast gedacht, wunder was gethan zu haben, als du so gnädig warst, ihr deine Hand anzubieten — und sie, blödsinnig verliebt wie sie ist, armes, junges Geschöpfchen, thut ja auch, als sei Vater Zeus in Person vom Olymp abgestiegen, um sich zu einer armen Sterblichen herabzulassen.“

„Na, hör' mal, Vater Zeus ist aber stark! Ueberhaupt diese ganze mythologische Parallele —“

„Ach was! Ich bin froh, mich mal anzusprechen zu können — da soll ich wohl auch noch meine Worte und Vergleiche sorgfältig überdenken! Dann hat sie dich — wie einen Pascha verurtheilt, und du hast dir das wiederum in Gnaden gefallen lassen, ohne zu bedenken, was für 'nen tollstollen Gewinn du aus der Lebenslotterie gezogen hättest, ohne dir dessen bewußt zu sein, was für ein süßes, reizendes Wesen deine Hanna ist! Hundertmal, wenn ich euch beide zusammen gesehen habe, hat's mich innerlich gequält, wenn ich es mit anschauen mußte, wie sie keinen anderen Gedanken gehabt hat, als dich — und wie du...“

„Aber Riith! Sieh zu deinen Worten! Du thust ja gerade so, als hätt' ich meine Mausei schlecht behandelt!“

„Das nicht — nein! Das hab' ich nicht sagen wollen! Du bist gut und nett zu ihr gewesen, hast sie beschenkt mit allerlei schönen Dingen und herausgeputzt — freilich auch mehr, weil es dir Freude machte, sie so zu sehen, als um ihr einen besonderen Gefallen zu thun! Aber was du gethan hast, und was ich dir als Frau nicht verzeihen kann: Du hast sie nebenher behandelt! Sie war einmal da — du hättest sie geheiratet — wenn dir das einfiel, bist du lieb und freundlich gegen sie gewesen, als hättest du ein kleines Schwärzchen vor dir! So aber, mein lieber Will, benimmt man sich nicht gegen seine junge Frau! Die

darf einem eben verheirateten Mann niemals „einfachen“ — auf die darf er sich nicht erst von Zeit zu Zeit „bestimmen“ müßen.“

„Ein Wädchen wie Hanna es war“ — so fuhr Frau Riith fort — „ein Wädchen wie Hanna, die einem über alles geliebten Mann ihr ganzes reiches großes Selbst schenkt, ohne Vorbehalt, ohne Jögern — die darf er warten, daß sie ihm die Krone der ganzen Schöpfung ist, unentbehrlich, immer gegenwärtig — der Pol, um den sich für ihn alles dreht! So ist Richard gegen mich gewesen, als er mich zu seiner Frau gemacht hat — nicht er ist zu mir herabgestiegen... trieneud und ehfürlich hat er hingegenommen, was meine Liebe ihm geschenkt hat — und noch heute, trotz unserer jahrelangen Ehe, trotz unserer Kinder, bin ich ihm das Höchste, das Liebste auf der Welt... das weiß ich und danke es ihm, obgleich ich es nur in der Ordnung finde! Du aber, trotzdem du älter bist als Richard — du schienst mir für die Ehe noch nicht reif zu sein, nach der Art und Weise zu schließen — in der du deine Frau behandelst! Die Ehe, mein lieber Will, wie ich sie auffasse und wie sie ausgefaßt werden muß, ist etwas sehr Ernstes und Heiliges, und ich habe mich, wenn ich dich mit Hanna sah, unzählige Male gefragt: warum eigentlich hat er sie geheiratet? Ebenso, wie ich es Richard gefragt habe!“

„Nun? Und was hat dir Richard darauf geantwortet?“

Cotta war neben seiner Schwägerin, die ihre Handarbeit längst unbeachtet in den Schooß hatte sinken lassen, stehen geblieben und sah ihr mit selbst gespanntem Blick ins Gesicht.

(Fortsetzung folgt.)

### Ein Arbeiterdorf.

Unter den vielen großartigen Schöpfungen, welche die englische Großindustrie im Interesse der Arbeitertelwelt ins Leben gerufen, um dem Wohnungselend der Massen zu steuern, ist vielleicht die großartigste, jedenfalls die bestdurchdachte, das Arbeiterdorf Bournville, die Schöpfung George Cabburys. Bournville liegt vier englische Meilen südwestlich von Birmingham, der größten Metallwerkstätte und der nächst Manchester größten Fabrikstadt Englands, die weit über eine halbe Million Einwohner zählt, die, zumal in der Altstadt mit ihren engen Gassen und qualmenden Schornsteinen, in geradezu erbärmlichen Behausungen wohnen. Mit wenigen Häusern begann der Bau von Bournville schon im Jahre 1879. Allmählich weitete sich das Dorf mehr und mehr und die Thätigkeit der Pflegschaft, der George Cabbury, nachdem er sein Arbeiterdorf einige Jahre selbst geleitet, dessen Verwaltung übertrug, ist heute noch nicht beendet. In dem Dokument, mit dem dieser Liebetragungsakt vollzogen wurde, legte George Cabbury Ziel und Zweck seines Arbeiterdorfes also dar: „Der Gründer wünscht die Lebel zu mindern, die aus der ungelunden und unzureichenden Behausung weiter Kreise der arbeitenden Bevölkerung entstehen und den Fabrikarbeitern einige der Vortheile des Dorflebens vor den Thoren und zugleich die Gelegenheit zu naturgemäßer und gesunder Beschäftigung beim Bebauen ihres Bodens zu geben.“

Und um die Sache auf eine breite Unterlage zu stellen, fügte George Cabbury bei: „Es handelt sich für mich um eine Befreiung der Lage der arbeitenden Klassen in und um Birmingham und anderweit in Großbritannien durch Beschaffung geeigneter Häuser mit Gärten und offenen Räumen dazwischen.“

In der That ein großes Programm, fast zu groß für die Kraft eines Mannes. Aber George Cabbury war für sein Programm außerordentlich vorbereitet, er hatte das Glend in seiner Vaterstadt Birmingham gründlich kennen gelernt. Ueber vierzig Jahre hindurch hatte er in seinen weiten Betrieben nicht allein ein Arbeiterherd von 4000 Arbeitern geführt, er hatte just ebenfollange seine Vorklasse des Sonntags gehalten.

George Cabbury besah das Gut Bournville. Er bestimmte, daß es ein Arbeiterdorf werden sollte. Und die Art, wie die Gründung einleitete, zeigte für das tiefe Verständnis, mit dem er an die Sache praktisch herantrat zu einer Zeit, wo anderweit erst die theoretische Erörterung der Wohnungsfrage begann. Da sollte weder das Land mit Häuschen, noch die Häuschen mit Menschen überfüllt werden. Jedes Häuschen sollte einen gutemessenen Garten haben, derart, daß der Baum von dem Grund und Boden, auf dem er errichtet wurde, nicht mehr als ungefähr ein Viertel in Anspruch nahm. Die Straßen sollten breit und mit Bäumen zur Seite bepflanzt sein. Ungefähr ein Zehntel alles bebauten Landes, Straßen und Gärten eingeschlossen, sollte für Parks und Erholungsstätten reservirt bleiben. Nach diesen gefunden Ideen wurden schon im ersten Jahre 200 Häuser errichtet. In Uebereinstimmung mit den Plänen, die George Cabbury aufgestellt, wurden die Häuser nicht nur den Angestellten des Hauses Cabbury, sondern auch anderen Arbeitern überlassen. Gerade darin zeichnet sich diese Gründung vor vielen anderen aus, die, indem sie sich nur auf die Arbeiter der eigenen Betriebe erstrecken, an innerem sozialem Werth verlieren, so bedeutungslos sie sonst sein mögen. Da Birmingham, der gewaltige Arbeitsplatz, leicht und billig von Bournville durch Ei-

senbahn, elektrische Straßenbahn und Fahrrad zu erreichen ist, so füllten sich die Häuschen bald mit Eigenthümern, Wächtern und Mietzern.

Aber George Cabbury kannte auch den inneren Zusammenhang der Kunst und der Moral. So wollte er mit seinem Arbeiterdorf nicht allein in sittlicher und familiärer Hinsicht, er wollte auch in ästhetischer Hinsicht erzieherisch wirken. Er gewann einen der ersten Londoner Architekten, W. A. Harvey, für den Bau seines Arbeiterdorfes. Harvey sollte kleine Doppelhäuser oder Blocks von vier Häusern erbauen, lange, monotone Straßenzüge vermeiden, und durch große Mannigfaltigkeit in der Behandlung der Formen wirken. Man kann nun sagen, Harvey hat seine Aufgabe glänzend und mit den einfachsten Mitteln gelöst. Jedes der Häuschen von Bournville ist ein kleines Kunstwerk. Ein großer Schornstein, ein überragendes Dach, ein flacher Erker, grüne Fensterrahmen, rothe Werksteine, das sind die Mittel, mit denen Harvey die traumhaften Reime schuf, die dem Besucher so freundlich entgegenblicken. Die Mehrzahl der Häuschen hat zwei Wohnzimmer, eine Küche, drei Schlafzimmer und die üblichen Zubehörräume. Einige größere haben noch ein weiteres Schlafzimmer und eine Badstube mit heissem und kaltem Wasser. In den letzten Jahren, seit 1901, baut man Häuser von anderem Typus. Sie haben an Stelle der früheren zwei kleinen Wohnzimmer ein großes Wohnzimmer, eine Kochstube mit im Boden eingelassenem Bade, um Raum zu sparen, drei Schlafzimmer und bisweilen ein Oberflurhölzchen. Auch Häuschen mit nur zwei Schlafzimmern baut man für kleinere Familien. Die Mietzner stellen sich auf 1 bis 3 Dollar die Woche, d. i. \$60 bis \$150 das Jahr. Bournville ist mit Gas, Wasser und Canalisation ausgestattet.

Die Gärten bei den Häusern sind geräumig genug, sie haben über 550 Quadratmeter Fläche. Sie werden gleich mit dem Hausbau eingerichtet, der Mieter findet sie also in gutem Zustande vor, und es bedarf nur aufmerksamer Pflege seinerseits, um sie darin zu erhalten. Darüber hinaus kann jebermann vor dem Dorfe Land nach Belieben hinzupflanzen und die für das ganze Dorf angestellten Gärtner befehlen die Colonisten unentgeltlich über alles, was dem Dorfe und dem Lande noth thut.

Nachdem George Cabbury so sein Arbeiterdorf geschaffen, war seine Hauptforge, es zu erhalten und auszubauen in den Bahnen, die er für richtig hielt. Dazu übergab er das Dorf einer Anzahl von Vormündern, einer Pflegschaft, die genau nach Cabburys Gründungsakte Dorf und Grund verwalten. Es war keine geringe Schenkung, die George Cabbury damit der englischen Nation machte, 13,5 Hektar Landes und das Dorf Bournville, ein Werth von etwa einer Million Dollars. Alles, was dieser Besitz einbringt, eignet der Pflegschaft. Sie muß aber die gesammten Einnahmen, den Unterhalt des vorhandenen Bestandes abgerechnet, verwenden, um neue Häuser zu bauen, neuen Grund und Boden am Lande zu erwerben. Sie kann dabei ihre Thätigkeit auf ganz Großbritannien ausdehnen. Sie kann Land verpachten, vermieten, taufen und verkaufen, kann Land ausschließen und zur Bebauung vorbereiten, Geld leihen, Capitalien investieren, Land hergeben oder Gebäude bauen für Gotteshäuser, Hospitäler, Schulen, technische Institute, Bibliotheken, Turnplätze, Waschanstalten, Bäder und andere Dinge. Aber überall muß der Einfluß von Sectirern ausgeschlossen und sectirerische Eiferthät ferngehalten werden. Weiter wird der Verkauf und Vertrieb von Branntwein untersagt und alle politischen und religiösen Sonderbestrebungen sind verboten.

Seitdem die Pflegschaft am 14. December 1900 die Stiftung übernommen, ist genau nach diesen Grundfahnen verfahren worden. Zur Zeit gehören der Pflegschaft 314 Häuser. Dazu kommen 143 Häuser, die Käufer gefunden haben, 23 Häuser, die den Erbhörern Cabbury gehören, und 28 weitere, die Richard Cabbury als Armenhäuser erbaut hat, so daß das Arbeiterdorf Bournville 518 Häuser mit über 2000 Bewohnern umfaßt. Jedes Haus ist besetzt. Wird eins leer, findet sich sofort ein Bewerber.

Die Gärten wie die Landlose stehen hoch in der Cultur und im Ertrag. Der Ertrag eines Gartens wird nach verschiedenen Stichproben auf etwa 50 Cents per Woche berechnet. Das Land ergibt heute jedesmal so hohe Beträge als früher und steuert zum Wohlstand nicht unerheblich bei. Welchen Einfluß Bournville auf die Gesundheit ausübt, zeigen zwei Ziffern. In Birmingham starben 1901 auf 1000 Menschen 19,9, in Bournville 8,8. Das ist eine selten erreichte Sterblichkeitsziffer. In Berlin, einer der gesunden Städte am Continente, ist sie genau doppelt so hoch. Sie betrug 1902: 17,11. Und was das Arbeiterdorf Bournville mit seinen Schulen, Erholungs- und Spielplätzen, Schwimmbädern und Turnhöfen für das Lebensglück seiner Bewohner leistet, das läßt sich zwar erathen, aber nicht beziffern. Jedenfalls ist Bournville das vornehmste Beispiel für alle, die dem Wohnungselend in wirksamer Weise abhelfen wollen.

Geing Krieger.